

Zürcher Theater-Politik

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **26 (1923-1924)**

Heft 1

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

		Jahresdurchschnitt: 158
1922		
	März	135
	Juni	117
	September	110
	Dezember	117
		Jahresdurchschnitt: 122
1923		
	März	115
	Juni	107
	Juli	103
	August	100

Unter diesen Umständen ist es nicht erstaunlich, dass die Anzahl der in den Häfen aufgelegten Schiffe fortgesetzt steigt. Überdies wird im Falle einer Wiederaufnahme der Produktion in der Ruhr auch der Kohlen- und Eisen-Export nach dem Kontinent stark eingeschränkt werden, was noch mehr auf die Frachtraten drücken wird.

Die Verschlimmerung der wirtschaftlichen Konjunktur in den letzten Monaten kommt auch im vermehrten Kapitalexport, insbesondere nach den Vereinigten Staaten von Amerika, in der schwachen Haltung des New Yorker Sterlingkurses und in der neuerlichen Höherbewegung der goldgeränderten Werte zum Ausdruck, ebenso in den Ausweisen der Londoner Clearingbanken per Ende August. Aus diesen geht hervor, dass alle diejenigen Posten, deren Anwachsen auf eine Belebung der Konjunktur schließen lässt, nämlich das Wechselportefeuille, die Akzepte und die Vorschüsse, zurückgegangen sind, während auf der andern Seite das Effektenportefeuille, in welches sich die brachliegenden Kapitalien flüchten, gegenüber dem Vormonat gestiegen ist, trotz der durch die Reise- und Ferien-Bedürfnisse bedingten Verminderung der Depositen. Im einzelnen betragen die Rückgänge gegenüber dem Monat Juli:

beim Wechselportefeuille	12 Millionen Lstg. oder	4,3%
bei den Akzepten	3,4 „ „ „	5%
bei den Vorschüssen	5 „ „ „	0,7%
bei den Depositen	27 „ „ „	1,7%



ZÜRCHER THEATER-POLITIK

Theater und Kirche

Im Verwaltungsrate des Zürcher Stadttheaters sitzt der Dichter *Ernst Zahn*. Jawohl, er sitzt zu seiner Sache, statt dass er aufsteht in einem Verwaltungsrate, der das Schauspiel an einen Privatunternehmer auf Verderb und Gedeih verschacherte und die städtische Subvention (gedacht für ein Kultur-Theater) auch als Privat-

schatulle kostbilligen Damen wie *Madame Pompadour, Frasquita, Cleopatra* avec suite zur Verfügung stellt (oder frisst die Oper die ganze Subvention?). Der Dichter Zahn hat zweifellos auch in einer *Tell*-Aufführung der Zürcher Gymnasiasten gegessen. Und war nicht besessen von dem Gedanken, dieser im schönsten Geiste protestierenden, um das Recht würdiger Klassiker-Aufführungen geprellten Jugend zu helfen, schnellstens

zu helfen? Der Dichter, der diese elenden, verjährrten Bühnenbilder des *Tell* sah, schrie nicht auf: Herunter mit diesen Theaterlappen! Her mit den Farbentöpfen und der Leinwand! Für eine Operette keinen Centime mehr, bis einmal Schweizer Künstler aus unserem Geiste, bis ein Baumberger, ein Gamper, ein Eduard Stiefel oder wer es sei, die Bühnenbilder für einen *Tell* geschaffen hat! Und geschieht es nicht, so sei uns dieses Kultur-Theater eine Scham und ein Gelächter.

So müsste doch ein Dichter loslegen, der wie Ernst Zahn in einer fast ländlichen Begeisterung in der Tagespresse einmal die Kultursendung des Theaters mit der der Kirche verglich. Strindberg hat schlichter das Theater *Biblia pauperum* genannt. Herr Doktor Zahn, für eine Rede, die ein für die Theaterpolitik mitverantwortlicher Dichter halten sollte, möchten wir Ihnen gerne folgende Stellen schenken: „Welche Verstärkung für Religion und Gesetze, wenn sie mit der Schaubühne in Bund treten ...! Die Schaubühne ist der gemeinschaftliche Kanal, in welchen von dem denkenden bessern Teile des Volks das Licht der Weisheit herunterströmt und von da aus in milden Strahlen durch den ganzen Staat sich verbreitet ... Nur die Schaubühne könnte die unglücklichen Schlachtopfer vernachlässigter Erziehung in rührenden, erschütternden Gemälden an ihm vorüberführen; hier könnten unsre Väter eigensinnigen Maximen entsagen, unsere Mütter vernünftiger beten lernen ... Nicht weniger ließen sich — verstünden es *die Oberhäupter und Vormünder des Staats* — von der Schaubühne aus die Meinungen der Nation über die Regierung und Regenten zurechtweisen ... Sogar Industrie und Erfindungsgeist könnten und würden von dem Schauplatz Feuer fangen, wenn die Dichter es der Mühe wert hielten, Patrioten zu sein, und der

Staat sich herablassen wollte, sie zu hören ... Welch ein Triumph für dich, Natur! — so oft zu Boden getretene, so oft wieder aufstehende Natur! — wenn Menschen aus allen Kreisen und Zonen und Ständen, abgeworfen jede Fessel der Künstelei und der Mode, herausgerissen aus jedem Drange des Schicksals, durch *eine* allwertende Sympathie verbrüderd, in *ein* Geschlecht wieder aufgelöst, ihrer selbst und der Welt vergessen und ihrem himmlischen Ursprung sich nähern. Jeder einzelne genießt die Entzückungen aller, die verklärt und verschönert aus hundert Augen auf ihn zurückfallen, und seine Brust gibt jetzt nur *einer* Empfindung Raum — es ist diese: ein Mensch zu sein“ . —

Ich schenke diese Sätze dem Präsidenten des Theatervereins, Ernst Zahn. Er nehme sie nur an. Sie bestehen vor ihm durchaus, denn sie sind von Friedrich Schiller. Und nun, Herr Doktor Zahn, verstehen Sie unsere Erregung. Da Sie, wie Schiller, Religion und Theater in Verbindung gebracht, als Repräsentant der Literatur dem Verwaltungsrate des Stadttheaters Zürich angehören, haben Sie entweder als Dichter und Protestant zu protestieren, oder uns zu versichern, dass Sie nicht als Schriftsteller, sondern als gewandter Wirtschaftler in dieser Körperschaft sitzen. Wenn aber Ihr Gott Merkur und nicht Apoll ist, dann bleiben Sie ungeniert sitzen, solange Sie wollen, und wir ändern zucken nur die Achseln und sagen: Wirtschaft, Horatio, Wirtschaft ...

*

Den Lessingen eine Lessingsche Fabel

Nach der tüchtig den Bohrer ansetzenden *Macbeth*-Kritik in der N.Z.Z. möchte man seinem Be-

dauern Ausdruck geben, dass der berufene Schreiber der Zürcher Dramaturgie nicht auch, losgelöst vom kritischen Einzelfall, mit seiner persönlichen und der Autorität seines Blattes immer und immer wieder und mit der nötigen Beize schreibt, dass die hohe Obrigkeit, auch wenn sie das Schauspiel verpachtet hat, Wege zu suchen hat, um würdige Schauspiel-Aufführungen zu ermöglichen, wie sie einer großen städtischen Bühne (und die eine Kammerspiel-Kiste nicht geben kann) ziemen. Vielleicht ist er zu bescheiden, glaubt doch nicht gehört zu werden, zieht das bittere Schweigen vor, wo so viel unberufene Köche den Brei verderben. Geben wir ihm die Fabel *Der Schäfer und die Nachtigall* zu freundlicher Erwägung: „Du zürnest Liebbling der Musen über die laute Menge des Geschmeißes? — O höre von mir, was einst die Nachtigall hören musste.“

Singe doch, liebe Nachtigall! rief ein Schäfer der schweigenden Sängerin an einem lieblichen Frühlingsabende zu.

Ach, sagte die Nachtigall, die Frösche machen sich so laut, dass ich alle Lust zum Singen verliere. Hörest du sie nicht?

Ich höre sie freilich, versetzte der Schäfer. *Aber nur dein Schweigen ist schuld, dass ich sie höre.*“

*

Ein andermal von der wackeren Theater-Gemeinde, die aus einem Rabatt-Marken-Institut ein Kulturinstrument werden könnte. Sollte! Wird?

*

Operettenzauber

Im 89. Rechenschaftsbericht des Verwaltungsrates der Theater-Aktiengesellschaft Zürich ist ein Satz geig-

net, die Aufmerksamkeit für einen Augenblick zu erregen: „Den größten Erfolg errang zum Schlusse der Spielzeit Falls neuestes Werk *Madame Pompadour*, das in wenigen Wochen 21 mal gegeben werden konnte.“ Ehre den Gebern! Und Heil den fröhlichen Kulturbummeln, die in Falls Falle liefen und der Geberlaune ermöglichen, sich 21 mal auszuwirken. Es mag befremdlich scheinen, den meisten macht es nichts, die andern bringt's zum Weinen, dem lacht das Herz, dem bricht's, den übermannt ein Kater, und jener danket Gott: es ist jetzt im Theater wie früher im Mascotte. Ernst bleibt das Leben weiter wie einst und überall, die Kunst allein ist heiter und lebt vom Leo Fall. Seht wie den Troubadouren in diesen heil'gen Hallen vor solchen Pompahuren, gezeugt von Leo Phallen, die Blicke sich verklären: das hat die Kunst getan! Es schwelgte Mann für Mann. Sie lebe hoch in Ehren. — Selbst eine Zürcher Zeitung, in solcher Kunstbetrachtung begabt mit langer Leitung, rief strahlend: Alle Achtung! Sie ging halt mit den Vielen (wozu auch Knall und Fall mit vielen es verspielen?) und tat mit ihrem Schwall tief abwärts einen Sünden-Fall!

*

Die drei Tellen

Es waren einst drei Tellen, die machten was sie wollten. Aber — was immer sie wollten, dieser Schiller kann für alle Zeit wie Gessler vom Hut ihnen zurufen: „Das Unbequeme hab' ich hingepflanzt auf ihren Weg, wo sie vorbeigehn müssen“. So gehen sie denn am Unbequemen vorbei.

Der erste C. A. Bernoulli. Da das Rütli dichterisch abgegrast ist, schweift er mit kolumbushaftem Entdeckerwillen durch die Umgebung der klassischen Stätte. Sucht,

und findet! Eine Wiese *oberhalb des Rütli* wird das Versammlungslokal der dramatisch nicht mit Wiederholungen agierenden Freiheitshelden. Von noch größerer Ferne sei herzlich begrüßet, du stilles Gelände oberhalb des Sees! Aber — fällt den Eidgenossen, trotz verändertem Standpunkt, etwas Besseres ein, als was man von ferne ihren größten Chorführer anstimmen hört: Wir wollen sein etc.

Der zweite, Paul Schoeck, war um einen originellen Einfall ebensowenig verlegen, und er fand heraus, dass Tell, während die andern auf dem Rütli (nicht oberhalb) nächtlich tagten, im Wirtshaus Wurzeln schlug, allwo Frau Wirtin mit allem Zartgefühl ihn mahnen muss, dass er seinen Most noch nicht bezahlt habe. So sind eben solche Eigenbrödlernaturen.

Dann Jakob Bühler. Sein Tell *verneigt* sich vor dem Gesslerhut. Unser Herz stockt in sekundenlanger Panne. Ahnungen über das Grenzlose der Dichterphantasie beklemmen die Parkettsiedlung. Neue Ideen überwältigen immer auf fast brutale Art. Wären wir nicht in sehr aufgeklärter Epoche, wir hätten Anlass, für Bühler zu fürchten. Doch er erhält nur ein paar Winke von einem T.-Balken, wo ihm früher der Holzstoß gewinkt hätte. Schiller ist erledigt. „Wär ich besonnen, hieß ich nicht der Tell“, sagt bei ihm der Held; es blieb also seit langem ein besonnener Tell zu dichten. Man kehre in Schillers *Tell* alles ins Gegenteil; was kommt heraus? Siehe! Ein *Tell!* Bei Bühler umarmt Gessler nach dem Apfelschuss den Knaben Walther. Wenig fehlt, und dieser sagt Onkel zu ihm. Ist es da nicht logisch, dass auch Tell, nachdem er den Gessler ermordet hat, mit dem im Todeskampf Röchelnden heult, sich daraufhin in die Reuß stürzt, um

ein ertrinkendes Knäblein zu retten und sterbend den Beweis zu leisten, dass der Schwabe Uhland eine recht lebensstüchtige Tell-Ballade geschrieben hat? Ohne einen Schwaben gehts halt nit — bei den Tellen. Das Volk der Hirten dankte Bühler nach den ersten zwei guten Akten; nach dem dritten spendete es Schiller Beifall, indem es die Hände nicht regte. Nach dem vierten Akt lobpries es Uhland, dass er einen fünften überflüssig machte. Oder doch nicht? Shakespeare weiß nach Caesars Tod noch allerhand zu sagen. Ob ers beim Tell auch gewusst hätte — das ist die Frage.

Die Trotdemanten.

*

DIE MEDIZIN UND DAS MENSCHLICHE

Nicht ohne innere Ergriffenheit vernahm man vor etlicher Zeit, dass eine überwältigende Mehrheit der Schweizer Ärzte das Latein, ja sogar eine kleine Mehrheit das Griechische als notwendige Voraussetzung für die Zulassung zum Medizinalstudium verlangt habe. Wie uns von autoritativer Seite mitgeteilt wurde, soll dadurch dem Menschlichen (neben dem Fachlichen) eine bleibende Stätte im Herzen des Arzneimannes erhalten bleiben resp. geschaffen werden. Dieser schlagenden Beweisführung haben sich nun neuerdings auch die Behörden gebeugt, und die Mediziner sollen selber die Voraussetzungen ihres Seins bestimmen dürfen. Da möchten wir doch der Besorgnis Ausdruck geben, sie könnten es mit dem Menschlichen zu weit treiben; eine Hypertrophie desselben könnte leicht andere edle Organe des Medizinbeflissenen schädigen. Das Latein muss selbstverständlich bleiben; sein Menschliches liegt ja deutlich zutage. Aber auf das Griechische möchten wir